

abgrenzt – und ihrer Übungsfähigkeit tritt im Tiere der längere Zeitstrecken unmittelbar – und ohne Berechnung und Schluß – überblickende *Instinkt*, und zu ihm hinzu ein «*Lernen*» (ohne «*Erinnerung*») in Hinsicht auf Bewegungen und Formvariationen, die noch im Spielraum des Instinktes und der möglichen Formvariationen liegen, die ihm seine Organisation und Struktur vorschreiben. Das Tier hat neben seinen Augenblicks«*tendenzen*», die es mit der Pflanze teilt, noch einen erlebten Zusammenhang seines Lebens, der jene zu ordnen vermag – sowenig sich auch sein Bewußtsein überhaupt loszureißen vermag vom großen Dienste an das Leben. Kein Wunder, daß wir ein analoges Verhältnis zwischen Mann und Weib wiederfinden wie zwischen Tier und Pflanze*. Andererseits aber wäre es nun völlig irrig, wollte man dem konservativen Naturweibe, welches die tierische Unbedecktheit länger als der Mann bewahrt¹, darum das Schamgefühl absprechen oder es nur als Folge einer Erziehung durch den Mann betrachten.

Es ist ein prinzipieller Irrtum der positivistischen Schamtheorie², daß sie die *Scham* zuerst mit dem «*Schamgefühl*», sodann aber das Schamgefühl selbst mit speziellen *Äußerungsformen*³ verwechselt, die sich bei einigen Völkern höherer Zivilisation gerade finden. Daß die Negerin, die ihre Schamteile nicht bedeckt, sogar ein sehr ausgeprägtes Schamgefühl besitzt, zeigt die Tatsache, daß sie, durch den Missionar aufgefordert, ihre Schamteile zu bedecken, sich unter allen Zeichen des natürlichen Schamausdrucks lebhaft weigert, dies zu tun; im Falle aber, daß sie dann widerwillig gehorcht, davonläuft und sich hinter Büschen oder in der Hütte versteckt und zunächst nicht dazu zu bringen ist, sich mit dem Bekleidungsstück öffentlich zu zeigen. Diese Tatsache ist eine einfache Folge davon, daß sie ihre Haut als ihr Kleid empfindet, die Schamhaare aber als ihr Schurzfell, das überlassene Schurzfell aber, resp. den Rock, als etwas ansehen muß, was gerade die öffentliche Beachtung auf ihre Schamteile lenkt – was für die Männer ihres Stammes, an deren Beachtungsform sie seelisch angepaßt ist, ja natürlich auch der Fall sein muß. Was immer als die Beachtung nach dem eigenen Gefühl auf jene Sphäre lenkend erlebt wird, das erweckt eben Scham – ganz gleichgültig, worin das «*Neue*» je nach der Ausgangs«*sitte*» besteht. Auch widerstreitet das Gesagte gar nicht der vielleicht bestehenden Tatsache, daß das Weib konstitutiv weniger schamhaft überhaupt ist als der Mann. Denn diese Tatsache hat mit der Intensität und Echtheit der ebengenannten *Schamregung* gar nichts zu tun. –

1. So schon Darwin.

2. So z. B. Havelock Ellis, a. a. O.

3. Der Positivismus geht hier nach der James-Langeschen Affektentheorie vor, welche die Schamempfindung und das Schamgefühl als eine bloße Folge der (inneren und äußeren) Ausdrucksbewegungen ansieht. Auf sie kommen wir später zurück; s. Ausdruck der Scham, S. 92 ff.

Ist mit dem Gesagten die Lage und Stellung der Scham in der Natur angedeutet, so muß es sich nun darum handeln, das Schamgefühl gegen verwandte Gefühle abzugrenzen, es selbst schärfer und genauer zu analysieren und seine Funktion und Rolle im menschlichen Lebenshaushalt kennenzulernen.

II. SCHAM UND VERWANDTE GEFÜHLE

Ähnlich wie die Worte «*Liebe*» und «*Sinnlichkeit*», «*Sinne*» zu gleicher Zeit eine elementare Tatsache unseres geistigen resp. psychischen Lebens bezeichnen, für welche «*Geschlechtsliebe*», geschlechtliche Sinnlichkeit und Empfindung nur Spezialfälle darstellen, aber in einem prägnanten Gebrauch auch ohne weiteren Zusatz die letztgenannten Tatsachen allein bezeichnen können, so hat auch das Wort «*Scham*» diese charakteristische *Doppelbedeutung*¹. Sowenig diese Tatsache ein Zufall ist, sondern tief in den Phänomenen selbst gegründet, so darf sie doch nicht zu einer Annahme verführen, zu der sie die naturalistische Philosophie häufig verführt hat: zu der Annahme nämlich, daß die Urphänomene, die wir mit diesen Worten bezeichnen, selbst ausschließlich Tatsachen des geschlechtlich-erotischen Lebens seien, und daß erst eine assoziative Verknüpfung dieser Phänomene mit außergeschlechtlichen Tatsachen oder eine genetische Weiterbildung der Erlebnistatsachen eine mehr oder weniger bloß analoge Übertragung der betreffenden Worte auf außergeschlechtliche Erlebnisse veranlaßt habe. Ein ganz gleichartiger Irrtum wäre es auch, im Ekel, der uns gewiß zunächst bei Gelegenheit widriger Geschmacks- und Geruchserscheinungen entgegentritt, ein ursprünglich bloß an diese Sinnessphären gebundenes und aus ihnen herstammendes Gefühl zu sehen, das sich dann nur auf anderes, z. B. «*Ekel vor einem Menschen*», «*moralischer Ekel*» usw. übertragen habe. Die im allgemeinen zeitlich erste Erscheinungsstelle jener Phänomene darf uns nicht zu derartigem Irrtum verführen; auch nicht die vielleicht bestehende Tatsache, daß sie innerhalb des geschlechtlichen Lebens eine besonders markante und biologisch bedeutsame Rolle spielen, oder auch, daß sie keinen Ausdruck zu finden vermögen, ohne daß sie zu jenen Gebieten gehörige Erlebnisse in eine Mitleidenschaft ziehen, wie z. B. *aller* Ekel auf den Magen einwirkt und einen Brechreiz auslöst, alle Angst auf den Darm, *alle* Scham den für die geschlechtliche Erregung charakteristischen Blutzufuß in den Kopf und so das Erröten bestimmt (orgastische Röte, Zornes-, Schamröte; Mechanismus und Funktion). Die letztgenannten Tatsachen gehören lediglich in das Anwendungsgebiet des von W. Wundt treffend formulierten «*Prinzips der Assoziation gefühlsmäßig*

1. Streng genommen eine dreifache, sofern es ohne Zusatz auch das weibliche Geschlechtsorgan bezeichnet.

analoger Empfindungen»¹, das z. B. macht, daß unser Gesichtsausdruck bei «herben», «bitteren», «süßen» Gemütsbewegungen aussieht, wie wenn wir jene Geschmacksempfindungen erlebten. Isoliert man aber die Grundphänomene selbst von diesen Tatsachen unmittelbarer und mittelbarer Wirksamkeiten auf den Leib (und verfällt nicht in die Irrungen der James-Langeschen Affektenlehre) und desgleichen von ihrer Funktion auf bestimmten Gebieten, so stellen sie einfache, elementare Qualitäten der Emotion dar.

Dies gilt auch für die Scham. Schon darum ist die Scham *kein* ausschließliches *Geschlechtsgefühl*, da sie nicht einmal ein ausschließlich *soziales* Gefühl ist. Es gibt in jedem Betrachte des Wortes Scham eine ebenso ursprüngliche «Scham vor sich selbst» und ein «Sichschämen vor sich selbst» wie eine Scham vor andern. Und dies gilt gleichsehr für die später zu scheidende leiblich-sinnliche Scham wie für die geistig-seelische Scham. Ein schamvolles Mädchen schämt sich, auch den eigenen Körper anzusehen oder zu betasten, und in den Prozessen, die zum Autoerotismus gehören, spielt die Scham keine geringere Hemmrolle als bei der Richtung auf das fremde Geschlechtswesen². Und die seelische Scham bildet ebenso eine Hemmtriebfeder, wenn wir die eigenen dunkleren und mehr oder weniger unterbewußten Impulse und Gefühlsschwingungen unter die Helle und Bestimmtheit eines Begriffes oder eines Urteils, ja schon zu schärferer Beachtung bringen wollen, wie sie uns als «Takt» und «Diskretion» hemmt, in die Geheimnisse der fremden Seele einzudringen.

In *einem* Sinne des Wortes aber gehört es wesentlich zur Scham, daß sie eine Form des Gefühles von uns selbst ist, also insofern zu der Sphäre der *Selbst-Gefühle* gehört. In aller Scham nämlich findet ein Actus statt, den ich «*Rückwendung auf ein Selbst*» nennen möchte. Dies wird äußerst deutlich da, wo die Scham ganz plötzlich einsetzt, nachdem vorher z. B. ein nach außen zielendes starkes Interesse ein Bewußtsein und Gefühl des eigenen Selbst ausschloß. Eine Mutter, die etwa bei einem Brande ihr Kind retten will, zieht nicht zuerst einen Rock an, sondern wird auch im Hemde oder nackt aus dem Hause stürzen; aber sowie die erste Sicherung erreicht ist und die Rückwendung erfolgt, stellt sich die Scham ein. Oder: Es kann die Liebe einer sehr schamhaften Frau zu einem Manne momentan so stark sein, daß sie gefühlsmäßig ganz in ihm und seinem Anblick verloren ist, obgleich ihre Situation allen Anlaß zur Scham in sich trüge; aber bei dem leisesten Nachlassen dieser liebevollen Verlorenheit stellt sich mit dem keimenden Bewußtsein ihrer selbst und ihres Leibes die Scham

1. Vgl. W. Wundt, «Physiologische Psychologie», in Band II: «Allgemeine Formen der Ausdrucksbewegungen».

2. Auch von dem Bestande normaler und perverser, insbesondere gleichgeschlechtlicher Regung ist die Scham unabhängig, wenn sie auch hier die für die weibliche und männliche Scham charakteristische Form je nach der gespielten Rolle des Homosexuellen annimmt.

ein. Auch hier wieder die charakteristische «Rückwendung». Auch das «Sich-gesehenwissen» an sich bedingt noch nicht die Scham. Eine sehr schamhafte Frau kann z. B. als Modell vor den Augen des Malers oder als Patientin vor den Augen des Arztes oder selbst als Badende vor einem Diener genau so wenig Scham empfinden wie vor dem Geliebten, in dessen Anblick sie sich verlor – wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen. Fühlt sie sich dem Maler «gegeben» als ein Schauplatz ästhetischer Phänomene, als künstlerisch wertvolles Sehding, so kann jene Rückwendung nicht entstehen; und ebensowenig, wenn sie sich dem Arzt als «Fall» oder dem Diener als «Herrin» gegeben weiß. Der Grund ist hier überall derselbe: sie fühlt sich nicht gegeben als «Individuum». Aber wie klar ist es auch, daß nun auch umgekehrt es durchaus kein Schamgrund ist, wenn sie sich *nur* als Individuum gegeben weiß. Denn so ist es ja eben gegenüber dem Geliebten. An diesem Beispiel wird uns zuerst ein konstitutives Moment an der Scham, soweit es den Sachverhalt angeht, auf «Grund» dessen sie eintritt, offenkundig. Lassen wir den Maler, den Arzt, den Diener – für die Frau fühlbar – einen Augenblick in seiner geistigen Intention auf das Individuum abirren, so daß «Bild», «Fall», «Herrin» verschwindet –: sie wird mit heftiger Scham reagieren, indem sie die «Rückwendung» vollzieht. Und lassen wir umgekehrt die Intention des Geliebten – für sie fühlbar: sie merke etwa, er vergleiche sie mit einer anderen Frau oder werde an sie erinnert, oder sage ein Wort, von dem sie weiß, daß er es früher einer anderen sagte – von ihrer Individualität abirren oder auf sie hinschielen als auf ein «schönes Weib» oder auf ein schönes «Bild», so wie vorher beim Maler –: sie wird sofort mit Scham reagieren.

Das besagt: Jene «Rückwendung» auf das Selbst, in deren Dynamik die Scham beginnt, stellt sich weder ein, wenn man sich als Allgemeines, noch wenn man sich als Individuum «gegeben» weiß, sondern wenn die fühlbare Intention des anderen zwischen einem individualisierenden und generalisierenden Meinen *schwankt* und wenn die eigene Intention und die erlebte Gegenintention hinsichtlich dieses Unterschiedes nicht gleiche, sondern entgegengesetzte Richtung haben¹. Ganz analog fühlen wir auch schon eine leise Scham, wenn wir ein ganz individuelles Erlebnis, das unser eigen ist, unter einen allgemeinen Begriff subsumieren und gleichsam «feststellen», daß dies Mitleid, daß dies Liebe sei. Die Urteils- und Begriffssphäre ist auch da, wo wir über uns selbst nachdenken und aus dem naiven Erleben der Erlebnisse uns reflektierend

1. Darum können, wie man berichtet, z. B. Dirnen ihren Kunden gegenüber ohne jede Scham sein und gleichwohl ihrem Geliebten gegenüber das schamhafteste und zarteste Betragen an den Tag legen. Denn in beiden Fällen findet ein Widerstreit der Intention nicht statt. Der Kunde sucht die Dirne, nicht das Individuum, und die Dirne den Kunden; im andern Falle aber beide das Individuum.

auf sie zurückbeugen, gleichsam eine Art «Öffentlichkeit» unseres Bewußtseins, in die jene ganz individuellen Erlebnisse so wenig gehören wie unser Privatleben in die Zeitung. Schon von hier aus begreift sich aber nun auch, warum das Geschlechtsleben, trotzdem es nicht den Ursprung, sondern nur ein ganz besonders ausgezeichnetes Anwendungsgebiet der Scham darstellt, gleichwohl so tief und innig mit dem Schamgefühl verknüpft ist. Der Grund besteht darin, daß es *gleichzeitig* das Allerallgemeinste unseres Lebens ist, das, was wir mit allen Tieren, ja mit allem Leben teilen – und doch auch das Individuellste, insofern, als es für die hier in Betracht kommenden Erfolge oder Mißerfolge keinerlei Forum gibt und keinerlei Richter als die Empfindung selbst¹.

Ist so Scham überhaupt ein *Schutzgefühl des Individuums* und seines individuellen Wertes gegen die gesamte Sphäre des Allgemeinen, so wird sich uns später das spezifisch *geschlechtliche* Schamgefühl als eine charakteristische Folgerscheinung der Dynamik *zweier Grundbewegungen* darstellen, die beide die Geschlechtsbeziehungen regeln: Einmal der *Liebe* (und zwar beider Formen von Liebe, der seelischen und der Leidenschaftsliebe), welche 1. auf Werte gerichtet und 2. auf Hingabe an das Objekt bezogen ist, und zugleich 3. das qualifizierende und individualisierende Prinzip in der Herstellung der Geschlechtsbeziehung ist –, ein andermal des puren *sinnlichen Geschlechtstriebes*, der 1. an Stelle von Werten Lustzustände, 2. an Stelle von Hingabe an das Objekt ein Treiben auf die sinnliche Eigenlust ist, und der 3. das quantifizierende und gattungsmäßige Prinzip der Geschlechtsbeziehung darstellt. Doch schon hier sei gesagt: Ein Wesen, das nicht beider Fähigkeiten mächtig wäre und keiner erlebten *Spannung* zwischen diesen beiden – obzwar auf dasselbe fremdgeschlechtliche Wesen gerichteten – Kräften, wäre der geschlechtlichen Scham nicht fähig. Denn nichts anderes ist die geschlechtliche Scham als das haarscharfe Maßwerkzeug für die jeweilige dynamische Konstellation dieser beiden Kräfte gegenüber der fremden oder der eigenen Person. Damit ist der Zusammenhang des puren Schamphänomens – als der im Menschen subjektiv und zu einem Gefühl gewordenen Gegenreaktion und gleichsam «Angst» des Individuellen, in das Allgemeine und Generelle, des höheren Wertes Träger, in die Träger der

1. Darum gibt es hier auch für die tiefsten Beleidigungen, die in der Ablehnung gebotener Liebe liegen, für die tiefsten und seelendurchdringendsten Beschämungen keine Affektabfuhr als Rache oder Verdrängung, – was die Tatsache, daß an diesen Affekten die «Verdrängung» und ihre schädlichen Folgen am meisten einsetzen, erklärt (s. auch K. Mittenzwey*). Jede andere «Genugtuung» und öffentliche Sühne ist hier ebenso ausgeschlossen wie jede weitere Unterhandlung und Erörterung, die selbst bei sogenannten «Geschmackssachen» sonst immer noch möglich bleibt. Ja selbst die Affektabfuhr durch Mitteilung und darin erfolgende «Abreaktion» der Affekte muß hier unterbleiben, da sie selbst eine Schamlosigkeit wäre und überdies nur Spott fände. Darum ist niemand von der Nutznießung des Satzes: «Geteiltes Leid ist halbes Leid» so radikal ausgeschlossen wie der unglücklich Liebende.

niedrigeren Werte zu versinken; ein Phänomen, das auch noch in der früher genannten «objektiven Scham» gegeben ist – mit der spezifisch geschlechtlichen Scham deutlich herausgestellt. Auf diese selbst kommen wir noch genauer zurück.

Wenn ich die subjektive Scham eine Art der Selbstgefühle, und zwar ein individuelles Selbstschutzgefühl nannte, so war damit keineswegs gesagt, daß sie darum immer nur auf das individuelle Selbst des Sichschämenden bezogen sei. Denn so ursprünglich wir uns «vor» einem anderen oder vor uns selbst schämen können, genau so ursprünglich können wir uns «für» *einen anderen* schämen, z. B. uns selbst gegenüber, wobei das, worüber Scham gefühlt wird, sein Verhalten gegen Dritte oder uns selbst ist. Am deutlichsten wird dies in Fällen (die ich an mir selbst häufig beobachtete), wo etwa eine etwas fragwürdige Geschichte erzählt wird, die bei mir unter Männern keinerlei Scham auslöste, wogegen die Anwesenheit eines jungen Mädchens, auch im Falle, daß dieses sich nicht schämte und mithin ein eintretendes Mitgefühl oder ein ansteckendes Gefühl keine Rolle spielte, genügte, mich heftige Scham fühlen und erröten zu lassen. Ja, es kann dieses «Sich-für-einen-anderen-Schämen» auch ein Schämen sein, das ich nicht nur «für ihn», sondern auch (analog wie bei dem «Sich-vor-sich-selbst-Schämen») im Hinblick nicht auf mich oder einen Dritten, sondern im Hinblick auf ihn selbst erlebe, wie es sehr scharf die Formel ausdrückt: «Ich schäme mich tief in deine eigene Seele hinein.» Scham ist also ein Schuldgefühl für das *individuelle Selbst überhaupt* – nicht notwendig für *mein* individuelles Selbst, sondern für ein solches, wo immer es gegeben ist, an mir oder einem andern. Eben dieses zeigt auch, daß Scham nicht wie Trauer, Wehmut eine am Ich haftende Gefühlsqualität ist. Man kann nicht «schamvoll» sein, so wie man wehmütig und traurig ist und dann etwa an diesen Gefühlen anderer sympathisch teilnimmt. Vielmehr liegt das Grundphänomen im «Sichschämen» das immer ein Sichschämen *über etwas* ist und auf einen *Sachverhalt* bezogen, der es von sich aus und ganz unabhängig von unserem individuellen Ichzustand «fordert». Dieses «Sichschämen» ist eine emotionale Bewegung eigener Art, die noch kein *Sich-schämen* einschließt, d. h. keine erlebte Ichbezogenheit des Gefühls, geschweige gar schon die Tatsache, daß ich mich «über» mich schäme. Darum ist auch die Form des Auftretens der Scham das «Sichregen» ihrer, das «Überkommenwerden» oder «Überlaufenwerden» durch sie. (Petrarcasonett.)

Von hier aus lassen sich nun auch die *Beziehungen des Schamgefühls zu verwandten Emotionen* übersehen. Es genüge, sie anzudeuten.

Eine tiefe Beziehung läuft zwischen Scham und *Stolz* einerseits, *Demut* andererseits*. Es ist merkwürdig genug, daß die Scham etwas von beiden zu haben scheint. Mit dem Stolze, dem positiven Gefühl des *eigenen* Selbstwertes – auch dann noch eigen, wenn wir «auf jemand» stolz sind, auf Kinder, die Frau, auf

einen Schüler –, verknüpft sie, daß auch sie ein *Selbstwertgefühl* ist. Aber sie ist im Unterschiede zum Stolze, der sich auch auf Besitz, Rang usw. beziehen kann, ganz auf das Individuum bezogen – nicht aber wie Stolz notwendig auf das eigene Selbst bezogen. Wir können nicht «für» einen anderen stolz sein, wie wir uns für ihn schämen¹. Andererseits weiß sich der Stolze im Besitze seines Selbstwertes und auch in der Macht und Gewalt, ihn zu bewahren. Ist er oder sind Eigenschaften, Handlungen seiner in ihrem Werte angefochten, so flüchtet sich der Stolze gleichsam in immer tiefere und substantiellere Regionen seines Selbst, um hier seinen positiven Wert festzuhalten und zu umklammern. Dahingegen ist Scham nur eine schützende, bewahrende Gebärde auf das individuelle Selbst, die anderen gegenüber leicht auch zu einer still-bittenden und stillstehenden werden kann. Und eben darin gleicht die Scham wieder der Demut. Und doch ist sie weit entfernt, Demut zu sein. Denn eben das Bewußtsein der Unwürdigkeit und der freien Unterordnung unter den in der Liebe erblickten höheren Wert der Person fehlt der Scham vollständig. Denn so sehr es sie vom Stolze scheidet, daß in ihr der Selbstwert nicht fest besessen und umklammert wird, und noch mehr das Macht- und Gewaltbewußtsein fehlt, ihn – sei es durch Verteidigung, sei es durch Flucht in die tiefere Region des Selbst – zu bewahren, so ist in ihr doch die positive Würdigkeit jenes schützend von Scham umspannten Selbstes dunkel gegeben – und nicht seine Unwürdigkeit. In der Demut gehen wir liebend auf in den höheren Wert des *anderen* und verlieren uns. Denn Demut ist der Widerschein, den der Glanz des in Liebe gegebenen höheren Wertträgers auf uns zurückwirft – als die hierin als «unwürdig» Gegebenen. Nun ist auch Scham, wie sich zeigte, ohne Liebe gar nicht möglich. Aber sie ist doch weit spröder als die Demut. Hier entlassen wir uns nie ganz wie in der Demut, sondern blicken gleichsam fragend auf den dunkel gefühlten Selbstwert zurück, «ob der Liebende ihn wohl verdiene». Was Selbstwertgefühl in der Scham ist, macht sie dem Stolze, was Liebe in ihr ist und Hingabetendenz, macht sie der Demut verwandt. Siegt in der Dynamik des alle Scham fundierenden Streites beider die Liebe und durchbricht sie die Schamschranke, so tritt Demut an ihre Stelle.

In ganz anderer Richtung ist einerseits die *Reue*, andererseits das *Ehrgefühl* mit der Scham verwandt. Der angeführte Doppelsinn des «Sichschämens» 1. als Schamregung – und 2. in der Wendung «du solltest dich schämen» (eine Schamregung zu *gebieten* wäre lächerlich), wie auch in der Wendung «sich vor jemand schämen», die heißen kann: vor jemand eine Schamregung erleben, weil er z. B. auf ein Individuelles sehend gerichtet ist, und: «den Unwert eines Verhaltens

1. Im «Schämen» liegt eine Äquivokation, da es ebensowohl eine Schamregung bedeuten kann, als auch wie im Falle «ich schäme mich deiner» (= du machst mir Schande) eine Regung des sympathischen Ehrgefühls.

erst durch dessen Tadel und seinen nachfühlenden Mitvollzug erfassen und ihn dann bereuen», wie z. B. beim Eingestehenmüssen einer Lüge – zeigt ebenso wie die Worte «Schande», «Schändung» solche Zwischengebilde an. Mit der Reue ist hierbei die Scham verwandt durch das «Sichschämen vor sich selbst». Zwar ist die Scham gar nicht wie die Reue von Hause aus auf Negativwertiges, geschweige sittlich Negativwertiges, gerichtet. Die Zurschaustellung eines individuellen Vorzuges, sei es vor anderen, sei es auch nur vor dem Licht des eigenen logischen Bewußtseins, erweckt sogar tiefere und reinere Scham als die eines Fehlers. Aber fällt dieses Individuelle mit einem negativen Werte zusammen, so kommt jenes Zwischengebilde eines Sichschämens im zweiten Sinne dann zustande, wenn der negative Wert selbst erst im Reueakt zur Erscheinung kommt. Insbesondere bei Kindern, die sich im elterlichen Tadel meist erst des negativen Wertes ihrer Handlung bewußt werden – nicht also bloß «erwischt» werden wie etwa der erwachsene Dieb – und sich darin selbst erst kennen lernen oder zu lernen meinen, fließt leicht beides zusammen, und sie «schämen sich» nun – getadelt – ihrer Ungezogenheit. Ehrgefühl und Schamgefühl andererseits hängen inniger nur in der weiblichen Seele zusammen, wo mangelndes Schamgefühl fast immer auch auf mangelndes Ehrgefühl schließen läßt. Der Grund dafür ist, daß nicht nur für das männliche, sondern für das weibliche Gefühl *selbst* Ehre und Keuschheit sich tiefer decken, und die Geschlechtlichkeit als ein weit Individuelleres empfunden wird als beim Manne. Dies – der Grund für diese Tatsache bleibe hier dahingestellt – hat zur Folge, daß die Scham als geschlechtliches Selbstschutzgefühl mit dem Gefühl für die eigene Ehre zum Teil zusammenfällt.

Dahingegen steht die seelische Scham mit dem *Ehrgeiz* sowie mit der *Eitelkeit* und der *Ruhmbegierde*, die geschlechtliche Scham aber mit der *Zeigelust* in einem Verhältnis des dynamischen Gegensatzes und dynamischer Einschränkung – überhaupt mit allen Strebungen, die auf Beachtung der Umwelt, gegebenenfalls je auf Achtung, Liebe, Ansehen hinzielen. Die Zeigelust ist hier für die leibliche Person ja ebenderselbe Beachtungswunsch, wie es die Eitelkeit für die soziale Figur des Menschen, der Ehrgeiz für den Menschen als Ausgangspunkt von sozial relevanten Taten und Werken, der Ruhm aber für den Kerngehalt der geistigen Person und ihrer Werke selbst ist. Allen diesen seelischen Mächten gegenüber, die für sich allein dahin drängen würden, daß der Mensch sich mehr oder weniger an die Welt verliere und jedes Hinblicken wie jede Sorge für sein intimes Selbst aufgebe, vertritt die Scham das Sein und das Recht jenes intimen Selbst und seiner Unberührtheit durch das öffentliche Urteil*.

In tiefergehenderen Analogien steht die Scham als Leibgefühl zum *Ekel* und zur *Aversion*, und als seelisches Gefühl zur Ehrfurcht. Man hat Scham und Ekel als die «Hauptdämme» bezeichnet, welche der Realisierung des Geschlechts-

triebes gesetzt sind (Freud). Abgesehen von der Gemeinsamkeit ihrer Leistung, daß sie beide, besonders in den ersten Jahren nach Eintritt der Pubertät, das Individuum, und zwar besonders das Mädchen, vor zu früher geschlechtlicher Hingabe bewahren, haben sie in ihren reineren Fällen aber nur seelisch die Komponente des Widerstrebens, die Abwehrkomponente ihres Ausdrucks gemein und sind sonst in jeder Hinsicht verschieden. Während aber der Ekel ein pures Widerstreben, und zwar in Form eines starken (passiven) «Abgestoßenwerdens» von der ekelerregenden Sache ist, verbunden mit einem Vorgefühl der Schädlichkeit jener Sache und einem leisen Brechreiz, hat das Widerstreben der Scham stets eine starke Unterströmung von *Anziehung* an die Sache, gegen die in ihr widerstrebt wird, zur Voraussetzung. Diese große Diversität von Scham und Ekel hindert aber nicht, daß die Beobachtung Fälle zeigt, in denen das schamhafte Widerstreben und die Schamabwehr vom Widerstreben des Abscheus, des Ekels und seiner leichteren Form, der «Aversion gegen etwas», äußerst schwierig zu unterscheiden ist. Eine gewisse empirische Verbindung beider Emotionen ist schon dadurch hergestellt, daß die besonders schambetonen Organe des Leibes, in denen die stärksten Wollust- und Kitzelempfindungen stattfinden, welche die Regungen des Geschlechtstriebes begleiten, zugleich dieselben sind, welche die Defäkation und die Urinentleerung vermitteln, mit welchen Vorgängen einerseits selbst wieder gewisse Wollustempfindungen sich leicht verbinden, andererseits aber auch das primärste Material für das Auftreten von Ekel gegeben ist*. Ekel überhaupt und seine leichtere Form, die Aversion, stellt primär ein zweifellos angeborenes Vermögen¹ der Gefühls- und Begehrensreaktion teils auf alle Produkte der Fäulnis und organischen Zersetzungserscheinungen, Wunden, Eiter, teils auf gewisse Lebenserscheinungen wie an Mäusen, Schlangen dar, deren gemeinsamer Charakter als ekelerregende noch nicht festgestellt werden konnte. Sekundär macht er sich aber als Folge der «Übersättigung» auch solchen Sachen gegenüber bemerkbar, die in gewöhnlichem Falle keinen Ekel hervorrufen können. Endlich kann er (und die Aversion) auch die Perversion eines früheren Verlangens resp. Appetites darstellen, wie bei gewissen Krankheiten, für die er (als Ekel vor Fleisch z. B.), selbst ein differentialdiagnostisches Mittel sein kann. In all diesen Fällen hat der Ekel den Charakter eines antizipatorischen *Vorgefühls* für die Schädigung, welche der Organismus durch Essen und Verdauung, resp. durch Ansteckung mit dem Schädlichen, erleiden könnte.

In all diesen Zügen stellt der Ekel aber wenigstens zur geschlechtlichen Scham eine genaue Analogie insofern dar, als er für den durch den Hunger be-

1. Vgl. hierzu A. Pfleger: «Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur», Bonn 1877; ferner W. James. Anorganischen Substanzen gegenüber gibt es sicher keinen unmittelbaren Ekel.

stimmten Antrieb zur Nahrungsaufnahme dieselbe *wertseligierende* Hemmtriebfeder darstellt wie das geschlechtliche Schamgefühl für den Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb¹. Der Appetit, der bei noch so großem Hunger fehlen kann, ist ja für die Wertauswahl der Nahrung ganz genau dasselbe, was die Geschlechtsliebe für den Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb ist*. Er ist im Gegensatz zum Hunger – der nur ein drängendes organisches Zustandsgefühl ist – und zum «Hungern» – das nur ein ganz generelles organisches Verlangen nach Nahrung ist, und zwar unmittelbar nach Aufhebung gewisser Formen von Kitzelgefühlen und -empfindungen in der Magengegend durch die Empfindung der Magenfüllung (nicht wesensverschieden von dem Impuls des Kratzens bei Kitzelempfindungen an der Peripherie) – ein dem momentanen Gesamtzustand des Organismus angemessenes gefühlsmäßiges Vorprüfen der Verdaulichkeit der vorliegenden Speise, begleitet von Speichelsekretion und Fließen des für die eventuelle Verdauung nötigen Magensaftes (Pawlow). Ganz analog hierzu ist Geschlechtstrieb beim Manne und Fortpflanzungstrieb beim Weibe zunächst nur ein genereller Drang, dessen Regung durch eine andere Form der Kitzelempfindung und das Verlangen nach deren lustvoller Beseitigung bestimmt ist. Es ist hier die Liebesregung, bzw. bloß die geschlechtliche Sympathie, die den Wert einer den Trieb möglicherweise befriedigenden Geschlechtsvereinigung mit dem betreffenden Individuum gefühlsmäßig *vorprüft*.

1. Beiläufig gesagt, ist daher die Methode unserer eugenetischen Rassenpolitiker, an die Stelle jener wertwählenden Kraft der *Liebe* eine nach wissenschaftlichen Vererbungsgesetzen erfolgende künstliche Paarung der Geschlechter setzen zu wollen, genau so unsinnig wie die Meinung, man könnte durch die Gesetze der Ernährungswissenschaft und ihre objektiven Angaben über den Nährwert der Speisen und ihrer Zusammensetzung die wertwählende Kraft des Appetits und der Aversion, bzw. des Ekels, irgendwie ersetzen. Oder für jene gesagt, denen das erstere zwar unsinnig, das letztere (wie einem großen Teil der mechanistischen Physiologie) aber sinnvoll erscheint: es ist das letztere nicht sinnvoller als das erstere. Die Irrtumsquelle ist in beiden Fällen philosophischer Observanz. Jedes Problem der «Vererbung» ist ja nur nach Tatsachen der Fortpflanzung zu entscheiden, deren Bestand und Beschaffenheit von der Funktion jener *wertwählenden* Auswahl der Liebe und ihrer Dienerin, der Scham, und von der Art dieser Funktion bereits abhängig ist. Die das *Werden* der Fortpflanzung bestimmenden Faktoren können in der Kausalbetrachtung der *gewordenen* Fortpflanzung gar nicht in die Erscheinung treten. Desgleichen ist jedes Problem der objektiven Ernährung und des Nährwertes der Speisen auf Grund von Tatsachen gesetzt, bei deren Zustandekommen Appetit und Ekel bereits das ihrige getan haben. Hätten sie ihre Rolle sei es besser, sei es schlechter erfüllt, so gäbe es eben auch ganz andere Ernährungsgesetze. Daß es sich darum praktisch nicht um einen wissenschaftlich-künstlichen Ersatz handeln kann für jene organischen, sinnvoll wertwählenden Kräfte, sondern umgekehrt allein darum, sie von ihren entstellenden rationalistisch-utilitarischen Deutungen und von ihrer empirischen Verarbeitung frei zu machen, und den Menschen auf ihre so tief sinnvolle und fein gegliederte Sprache und Wertlogik fein aufhorchen zu machen, habe ich für die Liebe schon hervorgehoben in meinem Buche «Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle», Halle 1913*.

Und es ist die Widerstrebens- und Abwehrkomponente der *Scham*, die jenes Verlangen nach Triebbefriedigung so lange zurückhält, bis die Liebe eine genügende Intensität und Entschiedenheit und Eindeutigkeit erreicht hat.

Bei der vorhin berührten innigen Verbindung der primärsten Objekte von Scham und Ekel durch die anatomische Einheit der Geschlechts- und Entleerungsorgane und die eben hervorgehobene analoge Funktion von Ekel und Scham, vielleicht auch noch auf Grund der unmittelbaren Wirkungen, welche einerseits die besondere Reizqualität der aufgenommenen Nahrung und Flüssigkeit (man denke z. B. an den Alkohol, an die geschlechtlich aufreizenden Nahrungs- und Genußmittel) auf die Regungen des Geschlechtstriebes und die Entstehung jenes geschlechtlichen Kitzelgefühls besitzt, und die andererseits der Verdauungsprozeß auf die Erregung der Geschlechtsempfindung ausübt, ist es nun wohlbegreiflich, daß sich viele Zwischenerscheinungen finden, bei denen es nicht nur dem äußeren Beobachter, sondern auch dem erlebenden Individuum selbst sehr schwer wird zu unterscheiden, ob sein Widerstrebenserlebnis und sein Abwehrausdruck solche der Aversion, bzw. des Ekels, oder solche der Scham sind. Dies findet bei Mädchen besonders da statt, wo durch mangelnde Reizleitung zwischen Klitoris und Vagina eine vaginale Empfindlichkeit nicht oder nur mangelhaft besteht und darum gegen das männliche Geschlechtsorgan eine Gleichgültigkeit des Gefühls vorliegt, die als solche noch keine Aversion ist, die aber Aversion, ja Ekel durch die bei dieser Gleichgültigkeit sich weit leichter einmengende Vorstellung des Organs als Organ der Urinentleerung notwendig nach sich ziehen muß. Ganz dieselbe Aufhebung der Verzauberung und des «erotischen Lichtes», das für den normalen Mann das weibliche Geschlechtsorgan umkleidet, erfolgt ja auch z. B. da, wo der Trieb des Mannes eine homosexuelle Wendung nimmt. Dazu tritt, daß jede isolierende Beachtung der Geschlechtsorgane und ihr apperzeptives *Herausbrechen* aus dem Ganzen der Persönlichkeit – wie sie gesunde Liebe nicht kennt –, sowie ihre Gegebenheit in der Erscheinung als anatomische Körper, im Unterschiede von bloßen *Ausdrucksfeldern* der inneren seelischen und leidenschaftlichen Bewegung, sie ihres erotischen Wertes gleichsam entkleidet und sie so als Organe der Entleerung und damit als Gegenstände des Ekels zurückläßt. Indem die normale Scham jenes «Herausbrechen» und jene äußere Wahrnehmung ihrer als physischer Phänomene und Körperdinge zu hemmen pflegt, hat sie auch im Geschlechtsakt selbst eine ganz hervorragende Funktion; denn sie hemmt eben damit auch das Aufkeimen des Ekels und wirkt ihm insofern entgegen¹.

Die Scham ist so geradezu das «natürliche Seelenkleid» unserer gesamten Geschlechtlichkeit. Mit Recht hebt Friedrich Nietzsche die ganze Tiefe des

1. Selbst für den bloß geschlechtlichen Genuß, geschweige für die höheren biologischen Werte und seelischen Werte, die im Geschlechtsakt liegen, ist daher die Scham unerläßlich.

Wortes der Madame Guyon hervor, die Scham sei «ce qui enveloppe le corps»*. Ja, wie schon gesagt, die faktischen Kleider sind nur eine Kristallisation der Scham und eine Symbolisierung ihrer in künstlich hergestellten Körpern. Sehen wir daher die Dinge phänomenologisch scharf und richtig, so müssen wir die Scham geradezu einer feinen Aura von als objektive Schranke empfundener Unverletzlichkeit und Unberührbarkeit vergleichen, die den Menschenleib sphärenhaft umfließt. Auch darin liegt das *objektive Schamphänomen*. Es ist mir, als ob die griechischen Bildhauer in ihren bedeutendsten Darstellungen der Aphrodite diese Aura mit unbesieglcher Kunst zur Darstellung gebracht hätten, und als hätte ihr ehrfürchtiger Sinn nur darum gewagt, die unbekleidete Göttin darzustellen, weil sie zu gleicher Zeit die gewaltige Kraft der Seele in sich fühlten, sie durch die äußerste Darstellung jener fast stofflichen Schamhülle dem gemeinen Blicke noch weit tiefer zu verbergen, als es alle Bekleidung vermöchte.

Wer die Scham für etwas bloß Anerzogenes hält, muß natürlich meinen, daß der Eindruck jener Verschämtheit, jener Züchtigkeit und Reinheit, die in der Leiberscheinung einer unbekleideten schamhaften Frau – auch ohne jede Kenntnis ihres seelischen Erlebens – gelegen sind, auf einer «Einfühlung», d. h. auf einer Übertragung eigener Gefühlserlebnisse in einen Inhalt der Wahrnehmung beruhe, der uns «zunächst» nur die rein körperliche, anatomische Erscheinung der Frau darbiete. Aber die Sache verhält sich faktisch umgekehrt. Nicht eine Zutat und ein Plus, sondern eine Wegnahme und ein Minus führt zur Erscheinung des bloßen Körpers der Frau und besonders ihrer Geschlechtsorgane. In der ursprünglichen Wahrnehmung ist jenes natürliche Kleid auch da noch *mitgegeben*, wo ihm eine Gefühlskomponente im Weibe selbst fehlt, z. B. bei der Wahrnehmung einer nackten Dirne durch einen normalen Knaben. Es liegt wie ein feiner Schleier über dem bloßen Fleische. Und eine Verminderung, eine Beraubung ist es, wenn in einer späteren gleichen Wahrnehmung jener Schleier fehlt und die Materie des Fleisches sichtbar wird, wie dies häufig die Folge eines steigenden Ausfalls der Schamfunktion auf Grund eines üblen Lebenswandels ist. Nicht eine «Beseelung» des Körpers und Fleisches seitens des Betrachters führt zu jener Aura, zu jener Sphäre von Unberührbarkeit und Reinheit – sondern eine mehr oder weniger schuldhafte *Entseelung* des ursprünglichen Gesamtphänomens führt zur Perzeption des Fleisches und der Körperlichkeit¹. Und nun ist der sich natürlich einstellende Ekel vor dem nurmehr oder primär als Körper gegebenen Frauenleib nur die natürliche Rekom-

1. Wie die Juristen den Begriff der Ehrverletzung neuerdings *ohne* Hinblick auf Verletzung des Ehrgefühls des Beleidigten zu definieren suchen (Binding), indem sie die Ehre richtig als die Qualität der sozialen Person ansehen, welche einen Achtungsanspruch begründet, so sollte man auch an Stelle «gröblicher Verletzung des Schamgefühls» Verletzung der *Scham selbst* sagen.

pensation für jene schuldhaftige Entseelung. So straft sich die Schamlosigkeit mit Ekel – nach einem ewig in unser Herz geschriebenen Gesetze, das keine Willkür durchbricht.

Wieder anders sind die Beziehungen, die zwischen der Scham und den Gefühlen der *Angst*, der *Furcht* und der *Ehrfurcht* bestehen. Furcht ist die so weit wie das Leben selbst reichende Kraft des *Vorfühlens* von «Gefahren», ehe die schädigenden Reize der gefährdenden Dinge und Vorgänge auf den Organismus einwirken, und dies so, daß diese Dinge gleichzeitig *vorgestellt* werden (Jennings). Angst hingegen ist eben dies selbe Vorfühlen, aber *ohne* die Vorstellung der gefährdenden Dinge. Nun hat die Scham mit der Furcht nur wenig, mit der Angst aber um so mehr zu tun. Nicht nur die Ausdruckserscheinungen, z. B. Zittern vor Scham, Zittern vor Angst, sind zum Teil identisch; auch die ganze emotionale Haltung ist bei der Regung des Schamgefühls jener der Angst ähnlich. Das Widerstreben und die Abwehrhaltung gegen die gleichzeitig anlockenden Gegenstände ist bei jeder Scham insbesondere eine «behütende», ein «daß dies doch nicht geschehe!», und eben darum auch zugleich eine ängstliche Abwehrhaltung. Ganz besonders tritt dies da hervor, wo die Scham als Schutzmittel gegen den ersten, noch nie vollzogenen Geschlechtsakt fungiert*. Da dieser hier ja noch gar nicht erfahren ist, ja unter Umständen nicht mal vom Hörensagen her bekannt ist, kann es sich um Furcht, die stets eine Erfahrung von den gefährdenden Vorgängen voraussetzt, gar nicht handeln. Und hier ist es denn auch, wo die Schamregung sich am innigsten mit Angst verbindet. Eine sehr innige Verbindung gehen Angst und Scham auch ein in der «*Schüchternheit*», jener Eigenschaft, die eben darin besteht, daß der Gedankenablauf oder Motivations- und Willensablauf durch die bloße Anwesenheit von mehr oder weniger fremden Personen und die Vornahme, ihn solchen auszudrücken und darzustellen, im ängstlichen Hinblick auf die Wirkung oder im schamhaften Hinblick darauf, daß man ein Innerstes preisgeben und zur Schau stellen solle, abgelenkt und gehemmt wird. Wird eine schon bestehende starke schamhafte Tendenz, sich und sein Erlebnis, soweit man den Ausdruck zugleich als Kundgabe fühlt, zurückzuhalten, durch die Angst vor drohender Kritik noch dynamisch unterstützt, so entsteht die «*Verschüchtertheit*» bei Vorwiegen der Schamkomponente, die bloße «*Eingeschüchtertheit*» bei Vorwiegen der schon auf Erfahrung beruhenden Furchtkomponente. (Verlegenheit¹.)

1. Die «*Verlegenheit*» ist mit einer Zurücklenkung der Aufmerksamkeit auf die psychischen Prozesse verknüpft, in denen sich eine Intention in Ausdruck und Handlung realisiert. Eben diese Rücklenkung ist zugleich eine *Hemmung* dieser Realisierung. Der «*Verlegene*» weiß nicht, wohin er seine Hände und Füße tun soll; er fühlt sich im Fluß seiner Rede oder Handlung gehemmt. Der Grund der Zurücklenkung ist die Nachahmung der Aufmerksamkeits-tätigkeit des Beobachters und Unterredners, die er auf sich gerichtet fühlt. So wird er durch ihr Mittun auf sich zurückgetrieben. Verlegenheit ist sowohl gedankliche als motorische

Die *Ehrfurcht** ist mehr mit der *seelischen* Scham verwandt. Ehrfurcht ist eine Art der Furcht, deren Gegenstand unabhängig von seiner gefährdenden Seite zugleich Achtung, Liebe oder Verehrung genießt, auf alle Fälle aber als Träger eines hohen positiven Wertes gefühlt und gegeben ist. Diese Geteiltheit des Gemütes zwischen Verehrung und Furcht ist eine ganz analoge wie jene Geteiltheit von Anziehung und Abstoßung, wie sie auch der Scham zugrunde liegt. Eine innige Verwebung aber gehen Scham und Ehrfurcht ein in der *Scheu*, und zwar besonders der sog. «*heiligen Scheu*». Darum spielt die Scham gerade in dieser Verbindung eine sehr bedeutsame Rolle als Motiv im Aufbau der Welt- und Gottesanschauung der Völker, wie andererseits auch ihr Fehlen bei gewissen Völkern, oder doch ihre nur mäßige Entwicklung, vieles in Weltanschauung und Verhalten dieser Völker verstehen läßt. In der Weltanschauung besonders der Inder und der Germanen ist jeder Gedanke über die Welt und die göttlichen Dinge eingetaucht in Ehrfurcht und Scheu vor der Tiefe und dem «*Geheimnis*» der Dinge, wogegen der Weltanschauung und der Religion der Juden, und in geringerem Maße der Romanen, der Sinn für das Geheimnis fast völlig gebricht. Mit Recht sprach Schopenhauer den Juden die «*verecundia*» ab. Welt und Gott sind ihnen von vornherein als weit verständlicher gegeben, und darum fehlt ihrer Religion auch weit mehr das Geheimnis, das Mysterium. Der Romane kennt zwar das Geheimnis an, aber er hat die Neigung, es nun auch wieder als Geheimnis mit festen Begriffen und Definitionen zu umgrenzen und es hierdurch doch wieder zum Gliede eines Systems zu machen, und sich so mehr mit ihm abzufinden, als es fortgesetzt zu fühlen, zu schauen, zu erleben.

Eben jene Scheu und Ehrfurcht sind es auch, die sowohl der Welt als der Seele eine geheimnisvolle Tiefe und das Gefühl einer über unsere Horizonte hinausfließenden Weite und Fülle geben, vor welcher der Verstand zermalmt und sich seiner Enge und Begrenztheit bewußt wird. Im Ahnen ist hier überall noch an jedem Dinge eine geheimnisvolle *Fülle seines Seins* gegenwärtig, die seinen wißbaren Gehalt *überraagt* und diesen, sich in eine horizontlose Weite verlierend, umfließt. Andererseits ist gar kein Zweifel, daß eben diese Emotionen die wissenschaftliche Eroberung der Welt und in gewissem Maße selbst die künstlerische in weitem Maße gehemmt haben. Solange den Sternenhimmel jener Charakter geheimnisvoller Göttlichkeit umkleidete und umwob, solange die Scheu vor dem menschlichen Leichnam einen bestimmten Grad hatte, war eine Astronomie, die den Himmel berechnet, eine Anatomie, die den Leichnam zerlegt, ausgeschlossen. Und auch der Stoff des Mythos und der religiösen Gegenstandswelt wird für den Künstler in Bildhauerei, Malerei, Tragödie erst Hemmung. Die Tendenz zum Verbergen und noch mehr die *Wersfundierung* dieser Tendenz fehlt indes der Verlegenheit.

bildsam, wo die Religion, durch eine steigende Vergeistigung ihrer Gegenstände, die älteren anschaulicheren Ideen von den göttlichen Dingen ihrer Umhüllung durch jene Phänomene der Unberührbarkeit und des Geheimnisses entkleidet. Mehr als alles andere aber ist für die psychologische Zergliederung des eigenen Selbst diese Art von Scham eine Schranke gewesen.

III. DIE GRUNDFORMEN DES SCHAMGEFÜHLS LEHREN VON DER HERKUNFT DES SCHAMGEFÜHLS

Das Wesen des Schamgefühls, so zeigte sich, ist einerseits Rückwendung des Individuums auf sich selbst und Gefühl einer Notwendigkeit des individuellen Selbstschutzes vor aller Sphäre eines Allgemeinen; andererseits ein Gefühl, in dem sich die Unentschiedenheit der wertwählenden höheren Bewußtseinsfunktionen gegenüber Gegenständen, die auf das niedrigere triebhafte Streben eine starke Anziehung äußern, als eine *Spannung* beider Stufen des Bewußtseins kundtut. Von dieser Wesensbestimmung aus zerfällt das Schamgefühl in *zwei* grundverschiedene Formen, die aufeinander nicht zurückführbar sind: die *Leibesscham* oder das vitale Schamgefühl, wobei das geschlechtliche Schamgefühl nur das dringlichste, stärkste vitale Schamgefühl ist und die vitalen Schamgefühle gleichsam konzentriert in sich enthält, – und die *Seelenscham* oder das geistige Schamgefühl. Die erste Form des Schamgefühls stellt hierbei den Index für das Maß der Spannung dar zwischen der wertwählenden Funktion der *vitalen Liebe*, deren Konzentration die *Geschlechtsliebe* ist, und dem auf sinnliche Gefühle des Angenehmen, deren Konzentration der Kitzel der Wollust ist, gerichteten *Triebimpuls* – so spezialisiert, als es besondere Qualitäten sinnlicher Gefühle gibt; seine stärkste und dringlichste Art ist der *Geschlechtstrieb*. Die zweite Form des Schamgefühls stellt den Index der Spannung dar, die zwischen der wertwählenden Funktion der *geistigen und seelischen Liebe* und dem *vitalen Grundtrieb* auf Steigerung der Lebensmacht überhaupt besteht. Beide Formen aber nur in der Anwendungssphäre des Schutzes des individuellen Selbstwertes vor aller Sphäre irgendeines Allgemeinen.

Wir haben also bei jedem Schamgefühl stets *zwei* Bewußtseinsfunktionen a und b; und zwar eine niedrigere und wertindifferente (und automatischere ihrer Gangart nach) b, durch welche entschiedenes positives Hinstreben gesetzt ist – und eine höhere, wertwählende, ja wertentdeckende Bewußtseinsfunktion a (deren Gangart weniger automatisch und schon darum wandlungsfähiger ist), in der noch Unentschiedenheit in je wechselndem Maße gesetzt ist. An die Stelle a und b tritt in der Leibesscham der Gegensatz Lebenstrieb und sinnlicher Trieb, bzw. Lebensgefühl und sinnliches Gefühl, in der

seelischen Scham aber das Lieben, Wollen und Denken der geistigen Persönlichkeit im Gegensatz zur Vitalsphäre überhaupt, je nachdem zu ihrem Erhaltungstrieb oder Steigerungstrieb.

Die Bedeutung und Fruchtbarkeit dieser Formbestimmungen werden sich im folgenden erweisen. Hier ist uns zunächst dies von großer Wichtigkeit, daß das Schamphänomen demnach zur Konstitution jedes Bewußtseins gehört, das überhaupt die hier allein vorausgesetzte Bewußtseins*schichtung* besitzt, wie immer es sonst organisiert sein möge; daß es also um so mehr für den *Menschen*, der diese Schichtung in einer besonderen empirischen Organisationsform besitzt, in genere vorhanden ist. Selbst wenn uns Ethnologie und Anthropologie nicht versicherten – wie sie es faktisch tun –, daß *alle* Menschen und Völker das Schamgefühl besitzen und irgendwelche Arten seiner Äußerungen, so bestünde gleichwohl das volle Recht, es als eine evidente Tatsache anzunehmen. Denn es ist eben ein Wesenszusammenhang, der zwischen dieser Bewußtseins*schichtung* selbst (und ihrem individuellen Träger) und dem Schamphänomen besteht. Würde uns daher ein kommender Ethnologe versichern, es gebe eine Äußerung des Schamgefühls bei einem bestimmten Volke nicht – auf mehr als die Äußerung erstreckt sich ja seine konstitutive Erfahrungsbreite überhaupt nicht –, so werden wir das zweifellose Recht besitzen, ihm zu bedeuten, daß er besser suchen möge, damit er sie finde¹; daß ihm sein induktives Erfahrungsprinzip nur das Recht erteile zu sagen, er habe jene Art der Äußerung noch nicht entdecken können, nicht aber, sie sei nicht da.

Doch besteht hinsichtlich der Arten des Schamgefühls hier ein Unterschied: Da das leibliche Schamgefühl nur die Schichtung von sinnlichem und vitalem Trieb und Gefühl voraussetzt, das seelische Schamgefühl aber den Bestand einer geistigen Person, so ist jenes auch streng allgemein beim Menschen vorhanden und zu jeder Zeit seiner Entwicklung, ja schon bei den höheren Tieren in schwer erkennbaren Spuren da, wogegen das seelische Schamgefühl sicher nicht allgemein menschlich ist, geschweige gar auf jeder Stufe der individuellen und völkischen Entwicklung vorhanden².

Wir werden jetzt, wo wir auf die *Lehren von Ursprung und Verbreitung des Schamgefühls* einen Blick werfen, daher es zunächst nur mit dem *leiblichen* Schamgefühl zu tun haben.

1. Auch der Zusammenhang von Erlebnis und Ausdruck ist kein kausaler, sondern primär ein Wesenszusammenhang und darum auch ein Erkenntniszusammenhang. Vgl. hierzu mein Buch «Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle», Anhang I.*

2. Desgleichen nicht seine Derivate und Verbindungen, wie Ehrfurcht, Scheu, Scham vor dem Mitleid usw.